

gehüllt, und die Pflastersteine sind immer noch rutschig vom eiskalten Regen, der früher am Tag niedergegangen ist. Braune, abgestorbene Pflanzenreste in angeschlagenen Blumenkübeln zeugen von meinen vergeblichen Versuchen im Sommer, Küchenkräuter anzubauen, und der sich verdunkelnde Abendhimmel erstrahlt in stumpfem Schiefergrau. Ich kann gerade so einen der Hochhaustürme erkennen, die wie böse Riesen über den Reihen viktorianischer Häuser aufragen und die alten Bauten in diesem Teil Londons größtenteils abgelöst haben. Dieses Zimmer hier, dieses Zuhause, dieses Leben, das ich mir so mühsam aufgebaut habe, die kleine Familie mit nur zwei Mitgliedern – wenn einer von uns wegfiel, wäre es keine Familie mehr. Was wäre nötig, um dies alles niederzureißen, es zum Einsturz zu bringen und in Schutt und Asche zu legen? Womöglich nicht annähernd so viel, wie ich dachte. Vielleicht reicht ein kleiner

Schubs von hinten, ein sanfter Stoß, so leicht, dass man ihn kaum spürt.

Es ist warm hier in der Küche mit den abgetönten taubengrauen Wänden und den ausgebleichten hölzernen Arbeitsflächen, unangenehm warm. Während der Kaffeeautomat sein übliches Summen von sich gibt, höre ich mit halbem Ohr dem Nachrichtensprecher im Radio zu, der in meiner Küche in einem fort vor sich hin brabbelt: irgendeine Erfolgsmeldung aus dem Sport, die jüngste Neuordnung des Kabinetts, eine Fünfzehnjährige, die sich umgebracht hat, nachdem ihr Freund Nacktbilder von ihr ins Internet gestellt hatte. Bei der Vorstellung ziehe ich den Kopf ein, hab Mitleid mit ihr und empfinde zugleich eine verschämte Dankbarkeit, weil es damals, als ich in ihrem Alter war, noch keine Handykameras gab. Ich mache eine Terrassentür auf, weil ich ein bisschen frische

Luft brauche, doch eine eisige Böe wirft sie wieder zu.

Mein Kaffee ist fertig, und ich habe keine Wahl, als mich wieder an den Laptop zu setzen, auf dessen Bildschirm Maria die ganze Zeit auf mich gewartet hat: geduldig, unergründlich. Ich zwinge mich dazu, ihr in die Augen zu sehen, und suche vergebens nach einem Anhaltspunkt, nach einem Anzeichen für all das, was ihr damals widerfahren sollte. Ich versuche, mir das Foto wie ein unbeteiligter Betrachter anzusehen: ein durchschnittliches Schulmädchen, ein altes Foto, das seit Jahren bei der Mutter – wöchentlich abgestaubt und wieder hingestellt – auf dem Sideboard gestanden hat. Es funktioniert nicht. Ich kann sie nicht so sehen, nicht nach alledem, was ihr passiert ist.

Maria Weston will mit mir befreundet sein. Vielleicht war genau das von Anfang an mein Fehler. Maria Weston wollte mit mir befreundet

sein, und ich habe sie im Stich gelassen. Schon mein ganzes Erwachsenenleben lang lauert sie am Rand meines Bewusstseins, auch wenn ich sie immer wieder erfolgreich beiseiteschieben konnte, jenen verschwommenen Schatten im Augenwinkel, der fast, aber eben doch nie ganz aus dem Sichtfeld gerät.

Maria Weston will mit mir befreundet sein.

Nur dass Maria Weston seit mehr als fünfundzwanzig Jahren tot ist.

KAPITEL 2

1989

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan und versuche gerade, mir darüber klar zu werden, was geschehen ist, was ich getan habe. Meine Augen sind gerötet und brennen vor Müdigkeit, aber ich traue mich nicht einzuschlafen. Wenn ich einschlafe, dann wache ich wieder auf und erlebe diese eine gnädige Sekunde, in der ich mich noch nicht wieder